

Nr. 57. Bromberg, den 9. März 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl - Roman von Georg Urbat.

(21. Fortsetzung.)

„Schön, Fräulein Böse“, sagte er. „Ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Aber jetzt muß ich Sie doch unterbringen. Ein Glück, daß Herr Mautner, unser Sekretär, seine reizende junge Frau mitgebracht hat. Sie wird Ihnen sicher gern behilflich sein.“

Wenige Tage darauf rattert ein altes, aber erprobtes Tourenauto in die endlose, stille Steppe hinaus. Ispahan, die Stadt der Gärten und Wunder, ist schon weit zurückgeblieben. In eine mit Steinen und Geröll übersäte Wüste geht der Weg, Gerippe gefallener Kamele und Esel bezeichnen den Weg. Und über allem schwebt der flimmernde Dunst der unerbittlich sengenden Sonne.

Glocken klingen. Wie vom Firmament her. Dann auf einmal näher. Tönend zieht eine Kamelkarawane an ihnen vorüber. Erstaunt mustern Treiber und Tiere das ihnen begegnende ungewohnte Gefährt.

In schmutzigen Karwansereien, inmitten des Geschreis von Kameltreibern, übernachten sie. Die Nacht wird mehr eine Qual als eine Erholung. Und endlich baut sich vor ihnen der Kamm des Gebirges auf, und der Paß führt hinein wie in den Schlund eines Ungetüms.

An einem schönen Nachmittag, als Huene von seinem Bohrfeld zu seinem alten Gemäuer hinaufsteigt, um eine Analyse zu machen, sieht er erstaunt von dem Kamm der Berge mit fröhlichem Getöff ein großes Auto herunterwackeln. Und noch größer ist das Staunen, als dem Wagen ein Herr entsteigt und sich als Konsul Seifert entpuppt, als dann zwei Mädchenhände Hilfe heischend sich ihm entgegenstrecken und eine bekannte Stimme bittend fleht: „Wollen Sie mich wieder aufnehmen, Herr Huene? Ich verspreche auch hoch und heilig, sehr fleißig zu sein!“

Über Huenes versorgtes Gesicht fliegt ein heller Schein. Aus dem Wagen hebt er das zierliche Mädchen, in der Luft schwebend hält er es und lachend sagt er: „Schon ausgeträumt die Märchen von Tausendundeine Nacht, kleine Fee? Kommen Sie nun freiwillig zu Ali Baba dem Räuber?“

Und als er sie dann sicher auf die Füße stellt, sagt er: „Wollen sehen, kleine Fee, wie Ihre Mitarbeit sich einrichten läßt —“

*

Felicitas ist, ermüdet von der langen Autoreise, früh zur Ruhe gegangen. Sie liegt wieder in der kleinen Kammer auf ihrem schmalen, engen Feldbett, und der Schlaf will nicht kommen. Es raschelt in dem alten Gemäuer von huschenden Mäusen, und am Fenster flattert es von Fledermäusen, und die Hunde unten im Hof schlagen an. Denn von weit her, langgezogen kommt das Gebell von Schakalen, welche die Herden der Luren umschleichen.

Felicitas kuschelt sich tiefer in die Decken. Sie fühlt sich geborgen, denn sie weiß ihn da drüben in seiner Kammer, wo er noch mit dem Konsul sitzt, oder über seinen Berechnungen grübelt.

Der Konsul aber ist ermüdet gleichfalls schon zur Ruhe gegangen. Huene sitzt allein über seinen Berechnungen — doch sein Bleistift ruht. Sinnend sitzt er: über die Frauen, die in sein Leben getreten sind, denkt er nach, als müsse er sich über etwas Unbestimmtes, Werdendes klar werden.

Zweimal haben Frauen tiefer in sein Dasein eingegriffen, haben sein Empfinden, sein Seelenleben durchrüttelt. Einmal sein Erleben mit Maud Hill, und dann Xenia Tsaturowa. Er wundert sich, daß er heute über Xenia, über ihre rätselhafte Flucht vor ihm so ruhig denken kann. Sein Bleistift zeichnet lange, nachdenkliche Striche auf das Papier. Er weiß jetzt, daß diese Wunde vernarbt ist . . .

Und da tritt nun wieder die kleine Fee in sein Leben. Gewiß — weshalb soll er sich belügen — er empfindet warm für das tapfere Mädchen, das in so grenzenlosem Zutrauen auf die Anständigkeit der Männer hier in der Wildnis umhergondelt und der es nicht in den Sinn kommt, daß man ihr reines Empfinden täuschen könnte. Und dieses grenzenlose, tapfere Zutrauen rührt, verpflichtet . . .

Darf er für die kleine Fee tiefer fühlen? Darf er versuchen, sie an sich zu ketten? Er, der sich mit seinem Unternehmen hier draußen mitunter vorkommt wie ein irrender Wanderer, der neben einem Abgrund einhergeht, dem sich plötzlich ein breiter, schöner Weg öffnen kann, den aber auch ein widriges Geschick tief in den Abgrund schleudern und vernichten kann?

Denn Öl hat er noch nicht erbohrt. Die Maschinen fressen nur Erde und Geld — sein Geld und das Geld seines Vaters, der seinen Bauernhof bis zum letzten Dachziegel mit Hypotheken belastet hat, um ihm zu helfen, und das Geld des alten Borchert, der die Anteile seiner galizischen Erdölgesellschaft verkauft hat und sich nun in rührendem Vertrauen zu ihm an seinen Bohrungen beteiligt hat.

Und wenn die Bohrtürme die trennende Erdschicht nicht durchfressen, die Quelle nicht erschließen, dann ist er vernichtet und mit ihm die anderen, die ihm vertraut haben — Darf er unter solchen Umständen wagen, noch das Mädchen an sich zu ketten?!

Trüber brennt die Lampe auf dem Arbeitstisch. Draußen beginnt es bereits heller zu werden. Er hört die Stimmen seiner lurischen Arbeiter auf dem Hof. Und da ringt er sich endlich zu dem Entschluß durch, Felicitas durch den Konsul mit der nächsten zuverlässigen Reisegelegenheit wieder nach Berlin zurückzuschicken. Mit dem Heimatgehalt, das er ihr schon vor ihrer Ausreise von Berlin sichergestellt hat, kann sie ruhig wieder einige Semester durchhalten und ihr Studium beenden.

Konsul Seifert rüstet zur Abreise. Fest entschlossen, über diesen starrköpfigen Huene, dem das drohende Kesseltreiben eher den Nacken steifte, als ihn entmutigte, einen

günstigen Bericht zu erstatten. Vielleicht kann man ihm von Amts wegen irgendwie zu Hilfe kommen?

Felicitas aber steht im Laboratorium mit blitzenden Augen vor Huene: „Nennen Sie das Dank, Herr Huene, daß Sie mich jetzt auf einmal mit Konsul Seifert abschieben wollen?! Ist das der Dank dafür, daß ich Ruf und mehr auf das Spiel gesetzt habe, um Ihnen zu sagen, was man gegen Sie plant?!“

Betroffen über ihren Widerstand, antwortet Huene: „Eben um Ihren Ruf, um Ihr Wohlergehen ist es mir zu tun. Von Undank kann keine Rede sein. Ihre Sorge um mich weiß ich zu schätzen. Aber gestatten Sie mir auch, daß ich mich um Sie sorge . . .“

Ihr Herz krampft sich zusammen. Soll sie ihn allein lassen in den schweren Stunden, denen er entgegengeht? Trotzig ruft sie: „Mein Vertrag gibt mir noch das Recht, hier zu arbeiten, Herr Huene!“

„Der Vertrag könnte vollkommen zu Ihren Gunsten gelöst werden, Fräulein Böse!“ antwortet er ruhig.

„Und wenn ich es nicht wünsche?“

Dunkle Röte steigt in Huenes Gesicht. Zornig schaut er in das blasse, vertrotzte Mädchengesicht, und er, der sonst Beherrschte, faßt sie hart an die Schultern und, sie derb schüttelnd, ruft er: „Das hier ist keine Berliner Tanzdiele, Mädel. — Verstehen Sie das endlich. Der Tanz, der hier losgehen wird, ist ein Tanz für Männer. Da haben Frauen wenig verloren!“

Wie sein Griff schmerzt! Aber schweigend duldet sie ihn. Mit demütiger Bitte nur glänzen ihre Augen in sein erregtes Gesicht.

Und plötzlich läßt er das Mädchen, als ob er sich seiner Unbeherrschtheit schäme Nervös, in Unrast macht er sich an seinen Papieren zu schaffen.

„Nur bis der neue Bohrturm in Betrieb genommen ist!“ bittet sie leise.

„Es sei!“ ruft er wild und stürmt aus dem Laboratorium. Und in der Tür, sich noch einmal umwendend, sagt er, als wenn er sie und sich selbst so beruhigen wolle: „Mädel, Mädel . . . Sie sind auch ein Rätsel wie all die anderen!“

*

Der Konsul hat allein abfahren müssen. Felicitas ist mit dem Aufräumen ihrer Sachen in ihrer kleinen Kammer beschäftigt. Da — ein Ausruf des Schreckens! — da liegt noch ungeöffnet der Brief Dr. Bendigs, den zu lesen sie in Ispahan gestört wurde. Sie reißt den Umschlag auf, und beim Lesen des Briefes wird ihr Gesicht immer heller und froher.

Sie springt auf. Hinüber möchte sie zu Huene, ihm alles mitteilen, ihm alles anbieten, was dieser Brief bringt. Dann aber fürchtet sie seinen Stolz, fürchtet wieder, abgewiesen zu werden.

Und so beschließt sie, es vorläufig für sich zu behalten, daß der Prozeß sehr günstig geht, daß die Braunkohlengesellschaft bereits Dr. Bendig einen Vergleich angeboten hat, und daß sie und ihre Mutter in absehbarer Zeit wieder über ein hübsches Vermögen verfügen können.

*

Hoch reckt sich das Gerüst des neuen großen Bohrturms in die glühende Sonne hinauf. Wie Ameisen klettern auf ihm noch die Monteure und Arbeiter herum.

Huene will so tief wie möglich in die Erdrinde hineingehen können. Zu kleinen Hügeln geschichtet liegen die Bohrtürme, die im Erdreich verschwinden sollen. Angriffsfertig stehen die verschiedenen Maschinen, die die Erdmassen des aufgerissenen Bohrloches nach oben befördern sollen.

Befehle ertönen. Hier und da, wo es notwendig ist, legt Huene selbst Hand an. Und jetzt noch ein letzter prüfender Gang um den Turm, dann steht Huene an der zischenden, dampfenden Lokomobile, die Hand am Hebel. Noch ein Blick über den Turm, über das Bohrfeld. —

Unweit der Lokomobile sieht er Felicitas in ihrem Cowboy-Kostüm stehen.

„Beten Sie, Fee!“ ruft er ihr zu.

Und dann ruckt seine Hand am Hebel. Kurz! Und dann wieder und wieder. Schnell und schneller dreht sich das Rad der Lokomobile. In dem Gestänge knirscht hart Metall auf Metall. Drehend frißt sich der schwere, unten gezackte runde Stahlblock, der Meißel, in die Erde, um ihre Reichtümer zu erschließen, sie der Menschheit dienstbar zu machen.

Lange noch prüft Huene den richtigen Gang der Maschinerie. Dann sagt er ernst und freundlich zu Felicitas: „Kommen Sie, kleine Fee! — Ich glaube, unseren Schaschlick haben wir uns heute reichlich verdient.“

X.

Huene hatte zur Feier des neuen Anbohrens einige Hammel aus der Herde, die er sich hier oben hielt, schlachten lassen. Und ein geschlachteter Hammel ist für die Luren immer ein besonderes Fest. So klang auch bald vom Hofe herauf ihr eintöniger Gesang.

Felicitas und Huene beendeten in der großen und kühlen Halle des alten Gemäuers, die zum „Gesellschaftsraum“ hergerichtet ist, ihre Mahlzeit. Da schallte die Hupe eines Automobils zu ihnen herauf.

„Was ist das?“ rief Huene. „Ich habe doch kein Auto unterwegs!“

Als er durch das kleine, grünglasige Fenster hinunterschaute, sah er einen großen, dunkelrot lackierten Wagen im Hofe stehen, der ihm bekannt vorkam. Eine junge Dame entstieg ihm leicht und geschmeidig, während zwei Herren wartend sitzenblieben.

Huene brauchte nicht lange zu raten, was das zu bedeuten habe. Die Dame hatte schon den Weg in das alte Kastell und in die Halle gefunden.

„Miß Maud?!“ rief Huene erstaunt und ging dem Gast entgegen.

Sie reichte ihm die Hand: „O yes! Das bin ich, Mister Huene. Sie haben mich wohl kaum erwartet?“

Die Fäuste in die Taschen ihrer leichten Autojoppe stemmend, schaute sie ein wenig geringschätzig sich in der großen Halle um, sah auf das bröckelnde Mauerwerk, auf den ausgetretenen, jahrhundertealten steinernen Fußboden. Da traf ihr Blick Felicitas. Seltsam starr wurden ihre Augen, als bekämen ihre Gedanken eine neue, unvorhergesehene Wendung.

„Sie haben es hier nicht besonders komfortabel, Mister Huene.“ sagte sie spöttisch. „Unser jüngster Maschinist wohnt besser als Sie.“

„Ich zweifle nicht daran, Miß Maud!“

„Sie könnten es besser haben!“ fuhr sie fort, indem sie sich vorsichtig auf einen der einfachen Stühle setzte, den Huene ihr bot, und ihre schlanken, seidenbestrumpften Beine weit und ungeniert von sich streckte. Den Versuch Huenes, ihr Felicitas vorzustellen, übersah sie.

„Ich habe mit Ihnen geschäftlich zu sprechen, Mister Huene. — Aber schicken Sie das Mädchen fort, es stört mich!“

Felicitas war flammend rot geworden. Sie machte Miene, hinauszugehen.

„Bleiben Sie hier, Fee!“ sagte Huene rauh und befehlend, und zu Maud Hill gewandt fuhr er fort: „Miß Böse ist gewöhnt, an all meinen geschäftlichen Besprechungen teilzunehmen!“

„Sie sind nicht klüger geworden, mein Lieber!“ sagte Maud Hill.

Dann aber, als sie das erregte Gesicht Huenes sah, streckte sie ihm die Hand entgegen und rief mit besonderer Betonung: „Lassen wir vergessen sein, was zwischen uns gewesen ist. Schließen wir Frieden!“

Kühl ergriff Huene ihre Hand.

„Ich habe Ihnen Vorschläge zu machen,“ sagte sie. „Vorschläge von der Gesellschaft meines Vaters. Überlassen Sie uns die Mutungsrechte dieses Feldes. Alles, was Sie an Geld hineingesteckt haben, zahlen wir Ihnen zurück. Sie selbst nehmen wir als Chefingenieur mit Gewinnanteil bei uns auf. Wenn Sie wünschen, können Sie in unserem Auftrag hier weiterbohren oder sich ein anderes Arbeitsfeld anweisen lassen. Wir bohren hier in Persien allein auf zehn Feldern.“

Huene pfiff unhörbar durch die Zähne, so wertvoll also erschien ihnen dieses Feld.

(Schluß folgt.)

Die Hand.

Skizze von Alexander Roßmann-Roßbarg.

Die letzten Häuser der Stadt blieben hinter ihm. Sein Wagen polterte über das unebene Pflaster eines kleinen, bereits schlafenden Vorortes, und nun, da links und rechts endlos scheinende, kahle Felder mit dem nebelgrauen Horizont zusammenflossen, wurde die Straße mit spürbarem Ruck von der Chaussee aufgenommen, die, ein schwarzbraunes Band, in die unbekannte, trübe Dunkelheit führte. Der Mann am Steuer strich sich über das heiße Gesicht: endlich konnte er den Wagen laufen lassen, was der Motor hergab. Schon in der Stadt war er bei weitem schneller als erlaubt gefahren, und der Schutzmann, an dem er haarscharf vorbei gesaust, hatte sich bestimmt seine Wagennummer aufgeschrieben. Was schadete das? Nach ein paar Stunden saß er längst im Schnellzuge, der ihn über die Grenze und in Sicherheit bringen würde. Und dann — dann war er ein gemachter Mann und konnte ein sorgenfreies, lustiges Leben anfangen! Unwillkürlich griff er an die Brusttasche: da lag das dicke Paket mit den vielen knisternden Geldscheinen, ebenfalls das diamantenbesetzte Kollier, dessen Besitz allein ihn zum reichen Manne machte. Ein häßliches Lächeln ging über seine Züge. Wenn der alte Kommerzienrat gewußt hätte, wes Geistes Kind sein Chauffeur war! Aber der falsche Paß und die nicht echten Zeugnisse hatten ihre Schuldigkeit getan. Nun ja, sein guter Freund im Ausland war ein Spezialist in der Anfertigung von Ausweispapieren.

Er drückte auf den Gashebel, zitternd stieg die Nadel des Schnelligkeitsmessers. Pfeifende Windstöße brachen sich wütend an der ächzenden Schutzscheibe.

Er hatte schon einmal ein ähnliches Ding gedreht. Damals trat er im Hause des Konsuls als Diener an und spielte seine Rolle so lange, bis er unter Mitnahme verschiedener Wertsachen auf Nimmerwiedersehen verschwand. Freilich, damals war alles glatt und ohne Störung gegangen, diesmal jedoch . . . Ach was! Trotzig warf er den Kopf zurück. War es seine Schuld, daß der Kommerzienrat aus seinem Klub früher als sonst nach Hause zurückkehrte und ihn gerade vor dem geöffneten Geldschrank stehen sah? Und als er den Alten, der mit dem Stock erbost auf ihn einhieb, mit der Eisenstange zu Boden schlug . . . war das nicht Notwehr? Trotzig umklammerte er das Steuerrad. Aber eine Stimme in ihm rief unaufhörlich: „Mörder, Mörder!" Ihn fröstelte, er klappte den Mantelkragen hoch. Dieser verwünschte regennasse Wind! Dies war auch so eine Marotte des alten Herrn, stets offene Wagen zu benutzen.

Warum seine Gedanken nur immer wieder zu dem blutüberströmten Gesicht zurückkehren mußten, aus dem die Augen ihn weit aufgerissen anstarrten! Zu der mageren, zitternden Greisenhand, die sich ihm abwehrend entgegengestreckt und deren gelbe, lange Fingernägel sich fest in seinen Arm gekrallt hatten. Wollte dieses Bild denn gar nicht von ihm weichen? Seine Hände, die das Steuerrad umkrampft hielten, bebten. Nein, so ging es nicht weiter, bei diesem Zittern würde er bald zerschellt im Chausseegraben liegen. Langsamer, ruhiger!

Vor ihm tauchten im Nebel zwei rotgelbe Lichter auf. Ohne abzublenden fegte er an ihnen vorbei. Im grellen Licht seiner Scheinwerfer erkannte er zwei Radfahrer. „Landjäger!" durchzuckte es ihn. Was wollten die hier? Fuhren sie trotz Regen und Sturm wirklich nur ihr Revier ab? Oder war seine Tat bereits entdeckt und die Meute der Spürhunde ihm schon auf den Fersen? Nein, nein, das konnte ja nicht sein, die aufgeregten Nerven gaukelten ihm gewiß Schreckgespenster vor! Oder hatte er doch irgend einen Fehler gemacht! Aber welchen, welchen? Er knirschte mit den Zähnen, um seine steigende Erregung zu meistern. Warum beunruhigte er sich überhaupt? Alles war gewiß in Ordnung, und nach wenigen Stunden würde er in Sicherheit sein.

Heftiger als zuvor klatschte der Wind an den Wagen, der sich mit wütender Hast dröhnend seinen Weg durch die pfeifenden Windstöße bohrte. Finstere Wolken hetzten über den Himmel. Drohend reckte sich jenseits der Felder zackiger Wald in die Nacht. Und da — gerade über der braunen Chaussee stand eine vom Sturm zerfetzte große Wolke, eine Riesenhand mit fünf langen, starren, krallenartigen Fingern, die vom Himmel zur Erde zu greifen schien. Der Mann am Steuerrad lachte gezwungen auf. Eine Hand — schon wieder die Hand! Verfolgte sie ihn immer noch, hatte sie sich denn unauslöschlich in seine Seele verkrampft? — „Unsinn", zischte er, „alles Unsinn, nur jetzt nicht versagen!" Mit zitternden Händen ging er in die Kurve, seine Zähne klapperten. „Ich bin krank, ich habe gewiß Fieber", murmelte er, als er mit Vollgas weiter fuhr. Dichter Wald stand plötzlich links und rechts, ganz nahe an der Straße. Bergan ging die Fahrt, und hoch oben hing noch immer das krallenartige, drohende Wolkengebilde. Mit halbgeschlossenen Augen fuhr der Mann. Mit höllischem Tempo zerschnitt der Kübler die sturmbewegte Luft. Der Fahrer rang nach Atem, kalter Schweiß perlte unter seiner Lederkappe und rann ihm in die glühenden Augen.

Wieder tauchten Lichter vor ihm auf. Häuser — ein Dorf — nur weiter — weiter! — Oder waren es schon wieder Landjäger? Lauerte man hier bereits auf ihn? Er lachte wild. Was konnten ihm die Menschen schon anhaben! Nicht sie fürchtete er mehr. Vor dem grauen Antlitz mit der gräßlichen Wunde und vor der mageren, starren Krallenhand die von allen Seiten aus dem Nebel nach ihm zu greifen schien, floh er in blinder, toller Hast. Der Widerhall des Motors brach sich an der langgestreckten Kette niedriger Häuser steil schwenkte die Dorfstraße nach rechts hinüber, ein kleines Feld, — wieder Häuser, — dann Bäume, vom Wind zerzaust — und da — aus dem dunklen Ästegewirr fuhr schwarz und drohend blitzschnell eine hagere, lange Hand heraus und ergriff den Mann am Steuer, dessen Wagen torkelnd mit der jähen Kurve kämpfte. Aufschreiend bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen, spürte einen gräßlichen Stoß, vernahm ein Splittern und Krachen — dann war es still . . .

Der Apotheker, der trotz der späten Stunde noch nicht zur Ruhe gegangen war und für einen Kranken im Dorf eine Arznei braute, zuckte unter dem furchtbaren Krach zusammen, der seine Phiolen klirren machte. Was war geschehen? Als er leichenblaß in Pantoffeln auf die Straße lief, erblickte er weiter unten einige im Winde zuckende Lichter, die sich um eine dunkle, unförmige Masse bewegten. Der Apotheker eilte zur Unglücksstelle und sah, wie einer der Männer aus den Trümmern einen langen, verzweigten Ast zog. „Den scheint der Sturm ihm an den Kopf geworfen zu haben", meinte der Mann und betrachtete den blutbefleckten dicken Knüppel.

Als nach anstrengender Arbeit in Regen und Finsternis der noch atmende Körper aus den Trümmern hervorgezogen wurde, erhellte sich der Dorfeingang. Ein schlanker, lehmbespritzter Wagen hielt fauchend knapp vor den erschreckt zurückspringenden Leuten. Vier Männer sprangen heraus. „Kann's mir denken, was hier los ist", sagte der eine, der sich als Polizeikommissar legitimierte, „na, die Grenze war sowieso schon abgeriegelt." Mit einem schnellen, geübten Griff zog er das wertvolle Paket aus der Brusttasche des Verunglückten. Dieser schlug die Augen auf.

Der Kommissar beugte sich zu dem Sterbenden und fragte ihn etwas. Der am Boden liegende Mann starrte ihn lange an, nickte dann mühselig, schloß die Augen und ließ den Kopf nach hinten fallen.

Die Frühjahrsmüdigkeit.

Von Dr. Kurt Carstens.

Seit ungefähr fünfzig Jahren geht durch die medizinische Wissenschaft ein sich von Jahr zu Jahr schärfer ausprägender Zug nach der Diät als Heilfaktor. Diese gewinnt ständig neben dem medikamentösen und physikalischen Heilweg an Boden. Es ist klar, daß die Diätbehandlung in erster Linie für die Gruppe der Stoffwechsel-, Verdauungs- und Gefäßkrankheiten in Frage kommt. Da aber schätzungsweise über sechzig Prozent aller Krankheiten in diese Gruppen fallen, ist das Gebiet der Krankheitsheilung durch Diätbehandlung außerordentlich groß.

Trotz dieser Wandlung in der Krankheitsbehandlung gibt es an Deutschlands Universitäten noch keinen Lehrstuhl für Diätetik. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind uns in dieser Beziehung weit voraus. Überhaupt weht in der nordamerikanischen Medizin ein frischer Wind, eine Tatsache, die sich für die Öffentlichkeit in einer bemerkenswerten Fülle von Aufklärungsschriften über Ernährungsfragen zeigt, die die dortigen Gesundheitsämter (Departement of public health) kostenlos verbreiten. Das Arbeitstempo Amerikas verlangt in erster Linie eiserne Gesundheit, also gibt der Staat Richtlinien.

Nachdem auch bei uns die Diät als überragender Heilfaktor erkannt worden ist, ist es eine selbstverständliche Forderung, daß die Wächter unserer Gesundheit sich eingehend mit dieser Fragen beschäftigen. Für Diätverordnungen ist das küchertechnische Wissen des Arztes von entscheidender Bedeutung. Wieviel Geld könnten die Krankenkassen sparen, wenn ihre Ärzte mehr Gewicht auf diätetische Behandlung legten!

Ebenso wichtig, ja, noch bedeutungsvoller ist die Volksaufklärung, die von Staats wegen, wie in Amerika, durchgeführt werden müßte. Was nützt es, wenn immer wieder einzelne Führer in der medizinischen Wissenschaft in ihren Referaten Richtlinien für die Volksernährung geben, von deren aber die breite Öffentlichkeit nichts erfährt? Professor Strauß-Berlin wies bereits 1914 auf der Hamburger Tagung der Balneologischen Gesellschaft darauf hin, daß unsere Verpflegung in der Richtung einer Steigerung des Obst- und Gemüsegenusses und einer Verminderung des Fleischkonsums einer Korrektur bedürfe. Unsere Gesundheitsämter wurden durch diese und viele ähnliche Vorgänge nicht zu praktischer Aufklärungsarbeit bewogen. Unser Volk ist sich selbst überlassen, es experimentiert auf eigene Faust in Ernährungssachen und verschwendet so Geld, Gesundheit und Arbeitskraft, also Nationalkapital.

Die großen gesundheitlichen Richtlinien sind ebenso wie viele bedeutende Erfindungen von Laien gegeben worden. Man denke an den Pfarrer Kneipp; auch seine Wasserkuren haben erst später ihre wissenschaftliche Begründung und Modifikation erfahren: gleicherweise hat auch erst die vegetarische Bewegung die Wissenschaft angeregt, die Werte, die in einer naturgemäßen Ernährung liegen, genau zu überprüfen. Hierfür ein Beispiel: die von Professor Dr. Brauer-Hamburg als Ernährungsversager (Avitaminose) definierte Frühjahrsmüdigkeit untergräbt die Arbeitsleistung. Welche Unsummen an Geld gehen dadurch verloren, daß wir in den Frühjahrsmonaten nicht voll leistungsfähig sind! Eine kleine Umstellung in der Ernährung durch ein paar Apfelsinen wöchentlich könnte hier grundlegend Abhilfe schaffen.

Die amerikanischen Forscher H. C. Sherman und L. S. Smith, die im staatlichen Auftrag die moderne Ernährungsweise bearbeitet haben, geben eine ausgezeichnete Faustregel für die Erhaltung des Wohlbefindens: Gib ein Drittel des Kostgeldes für Milch, mindestens ein Drittel für Gemüse und Früchte und erst das letzte Drittel für die gesamten übrigen Bedürfnisse aus. Der bekannte deutsche Ernährungsforscher Ragnar Berg baute diese Formel für deutsche Verhältnisse um, indem er sagt: Iß fünf- bis siebenmal soviel Kartoffeln, Wurzeln, Gemüse und Früchte, wie alle anderen Nahrungsmittel zusammen.

Wie weit in Nordamerika und England sachgemäßer Ernährung Rechnung getragen wird, lehrt ein Blick auf das Hotelfrühstück. Wohl jeder Gast genießt frisches Obst, viele trinken, weil sie es von Hause aus gewöhnt sind, einmal am Tage den unverdünnten Saft von einigen Apfelsinen. Die durchgesetzte Ernährungsaufklärung hat ihnen diese Diätmaßnahme zur täglichen Pflicht gemacht. Nicht durch Verkehrsreglung allein wird das Leben der Bürger geschützt. Vielmehr ist gerade die **richtige** Ernährungsweise als ein **Hauptfaktor** unseres ganzen Daseins erkannt worden; danach zu handeln und in solchem Sinne aufklärend zu wirken, entspricht der Förderung unserer Volksgesundheit.



Bunte Chronik



* **Furchtbare Rache eines Ehemannes.** Vor einigen Jahren verheiratete sich Philippe Lacroix mit der hübschen Bertha Grobel, die er in einem französischen Badeort kennengelernt hatte, wo Bertha in einem Luxushotel angestellt war. Die Ehe gestaltete sich nicht besonders glücklich, da der Ehemann sehr eifersüchtig war. Vor kurzem trennten sich die Eheleute und gaben das Kind, das der Ehe entsprossen war, der Großmutter Grobel in Pflege. Lacroix schrieb seiner Frau leidenschaftliche Briefe und bat sie, zu ihm zurückzukehren. Als sie auf seine Bitten nicht reagierte, drohte der vor Eifersucht rasend gewordene Ehemann seiner Frau, ihr Kind zu ermorden. Lacroix gab seiner Frau drei Tage Bedenkzeit. Als auch dieser Drohbrief unbeantwortet blieb, suchte der Vater seinen kleinen Sohn auf, indem er ihn von der Schule abholte. Der kleine René war entzückt, den langvermißten Vater endlich einmal wiederzusehen. Lacroix nahm den Kleinen mit in ein Café und gab ihm ein großes Glas Absinth zu trinken. René trank und wurde schläfrig. Der Vater trug ihn auf dem Arm hinaus und brachte ihn in einen Wald, wo er mit einem großen Küchenmesser dem Kind den Hals durchschnitt. Dann versuchte Lacroix sich selbst zu töten, brachte sich eine Wunde bei und meldete sich in einem Krankenhaus, wo er erklärte, von einem Vagabunden überfallen und verwundet worden zu sein. Die Polizei schenkte seinen Ausführungen keinen Glauben, nahm ihn in Verhör und stellte bald den unheimlichen Zusammenhang fest.

*

* **Lebt General Sylvestre noch?** Die Polizei ganz Frankreichs ist auf der Suche nach dem verschwundenen Zarengeneral Kutjepoff. Doch seit einigen Tagen bemühen sich die Franzosen, den Aufenthalt noch eines anderen Truppenführers zu ermitteln, den des spanischen Generals Sylvestre. Vor sechs Jahren, als die Riffkabylen die Spanier bei Annual vernichtend schlugen, verschwand der General. Man mußte annehmen, daß er von den Kabylen getötet und seine Leiche verscharrt oder unkenntlich gemacht worden war. Vor kurzem aber tauchten in Marokko Gerüchte auf, denen zufolge der spanische Divisionär noch am Leben sein sollte. Eingeborene aus dem Hochland des Tafilalet, das zum französischen Hoheitsgebiet gehört, behaupten nämlich, eine Reihe europäischer Militärpersonen — darunter General Sylvestre — werde von bisher nicht unterworfenen Stämmen gefangen gehalten. Die französische und die spanische Regierung haben sich nun in dieser Frage verständigt, und eine gemischte Kommission in das Grenzgebiet der betreffenden Stämme entsandt, um nach Möglichkeit mit den freien Marokkanern in Unterhandlungen treten zu können.

*

* **Ein Monat ohne Mond.** Der Fall von Monaten ohne Vollmondschein ereignet sich in der Erdgeschichte ungeheuer selten. Im Verlauf des Februar 1930 haben viele Menschen in Deutschland wegen starker Nebelbildung schon in den frühen Abendstunden den Vollmond dieses Monats zwar nicht gesehen; dagewesen ist er dennoch. Es war aber der kürzeste Monat des Jahres, der Februar 1866, der sich in geschichtlicher Zeit einmal ohne Vollmond behelfen mußte. Durch diese Tatsache ist er der bemerkenswerteste Monat in der Geschichte der astronomischen Wissenschaft gewesen. In dem gleichen Jahre kamen Januar und März zu dem merkwürdigen Vorzug von zwei schönen, runden Vollmonden. Ehe sich ein ähnlicher Vorgang wiederholt, müssen wir allerdings recht lange warten. Nur wer in zweieinhalb Millionen Jahren noch am Leben ist, würde Zeuge eines Februar ohne Vollmond werden. Alle Zeitgenossen im Mindestalter von 64 Jahren können also behaupten, etwas erlebt zu haben, das sich frühestens in zweieinhalb Millionen Jahren wiederholen wird.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.